

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 98.

Freitag, den 27. November

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Paas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Huttler).

Im fremden Lande!

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

V.

Weihnachten, das Fest der Freude! Aber Welch' ein Weihnachtsfest im Vergleich zu den Festen, die Rosalie von Bornfeld in ihrer früheren Heimath gefeiert hatte! Die Rosen blühten in üppiger Fülle, dunkle Clematis und weiße Kletterrosen schühten die Terrasse vor den sengenden Sonnenstrahlen, und Rosalie fand es im Hause und im Freien zu heiß zu irgend einer Beschäftigung, selbst das Buch entfiel ihren Händen, denn auch im schattigsten Winkel war es zu heiß, um zu lesen.

Obgleich Herr Lambrecht fast sein ganzes Leben hindurch hier in Afrika gelebt hatte, wollte er doch von den deutschen Sitten und Gebräuchen am Weihnachtsfeste nicht lassen. Wenn das Thermometer auch noch so hoch stand, er mußte nicht allein einen Weihnachtsbaum haben, sondern lieble es auch, zu diesem Feste eine Schaar Freunde um sich zu versammeln.

„Wie gefällt Ihnen die Weihnachtszeit hier, Fräulein Rosa?“ fragte Thomas ungefähr drei Tage vor dem Feste und ließ sich dann an ihrer Seite in die Hängematte fallen. „Es ist fast zu heiß, um zu athmen; möchten Sie nicht ein wenig von dem Eis und dem Schnee herüberzaubern können, der um diese Zeit in Ihrer alten Heimath das ganze Land bedeckt?“

Vier Wochen waren vergangen, seitdem Thomas die Unterredung mit Rosalie über Linda River hatte, und seit dieser Zeit war mit dem Jüngling eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der Vater beobachtete ihn genau und freute sich im Stillen, daß er mit der neuen Hausgenossin auf einem so guten Fuße stand. Er begleitete oft ihre Pieder, sang mit ihr Duette, lehrte sie reiten und begleitete sie auf ihren Spaziergängen im nahen Walde.

Rosalie ihrerseits war aufrichtig betrübt, daß sie, durch falsche Vorpiegelung geblendet, den Charakter des jungen Mannes so schlecht beurtheilt hatte. Sie fühlte inniges Mitleid mit ihm, noch mehr aber zürnte sie Linda River, die durch ihre Heuchelei sein Lebensglück — wie sie meinte — doch zerstört hatte.

„Wir werden beide gut miteinander fertig“, sagte sie in ihrer schlichten, offenen Weise zu Frau Manners, „obgleich wir noch nicht gute Freunde sind. Aber er duldet

doch jetzt meine Gegenwart, und er sagt auch kein böses Wort mehr gegen Damen.“

Dr. Manners lachte heiter, als seine Frau ihm diese Worte wiederholte.

„Ist Rosa denn wirklich noch ein so harmloses Kind?“

„Das ist sie ganz gewiß. Sie ist so frei und aufrichtig, wie ein unerfahrenes Kind von zehn Jahren.“

„Glaubt sie denn wirklich, Thomas wäre gleichgiltig gegen sie?“

„Daran ist gar nicht zu zweifeln, und ich glaube, sie hat darin auch vollkommen Recht. Thomas wird niemals für eine Dame ein Interesse zeigen, sie mußte denn eine alte Jungfer oder eine verheirathete Frau sein, die also nicht die geringsten Ansprüche auf seinen Namen mehr macht.“

„Um!“ machte der Doktor gedankenvoll, „vielleicht hast Du Recht; ihr Frauen müßt ja trauer Recht behalten — aber —“

„Aber was?“ fragte Hilba ungeduldig.

„Wenn Thomas wirklich ganz gleichgiltig gegen Fräulein Rosalie ist, warum war er denn vor einigen Tagen so sehr empört, als der junge Farmer Gerwin um ihre Hand anhielt? Er und Thomas waren früher die besten Freunde; gestern sagte er mir aber, er wünsche, der Farmer sei tausend Meilen weit von hier und ließe sich niemals wieder in Marydale sehen, weil er gewagt habe, Rosa für sich zu gewinnen.“

„Meinst Du denn —“

„Ich meine gar nichts, durchaus gar nichts“, unterbrach der Arzt schnell seine Gattin. „Sollte sich Thomas aber einmal ernstlich verlieben, so kann es nur in die liebliche Rosa sein.“

Unterdessen saßen die Beiden an diesem heißen Dezembertage im kühlen Schatten auf der Terrasse. Rosa versicherte scherzend, sie sehne durchaus nicht Eis und Schnee herbei, und ein heißer Weihnachtstag sei ihr so neu, daß er einen gewissen Reiz für sie habe.

„Die Wahrheit zu gestehen“, fuhr sie heiter plaudern fort, „hatte ich noch gar nicht daran gedacht, daß in anderen Erdtheilen dieses schöne Fest in die heißeste Jahreszeit fällt, erst im letzten Juni hörte ich zuerst davon reden.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

Rosa erröthete heftig, und Thomas, der sich über diese Verlegenheit belustigte, wiederholte seine Frage dringender.

„Sie werden gewiß über mich lachen“, flüsterte sie leise, „aber eine Zigeunerin sprach zuerst davon.“
 „Sie glaubten doch nicht dem Gerede einer Zigeunerin?“

„Nein — ja — ich weiß eigentlich nicht.“

„Wah, ich hielt Sie für vernünftiger“, sagte Thomas verächtlich. „Na, Sie werden doch darüber nicht weinen? Ich wollte Sie wirklich nicht beleidigen.“

„Ich kann nicht anders“, gestand sie, gewaltig ihre Thränen zurückdrängend, „ich muß immer weinen, wenn ich an jene Zeit und an die Worte der Zigeunerin zurückdenke.“

„Sie lebten doch in einer großen Stadt, wo sahen Sie denn eine Zigeunerin?“

„Meine Tante veranstaltete ein Sommerfest, und ich mußte vorher hinausfahren, um dem Hausmädchen zu helfen, die Tische für die Gäste zu bereiten.“

Thomas sprang entsetzt aus seiner nachlässigen Stellung empor.

„Wurden Sie nicht wie eine Tochter im Hause gehalten?“ fragte er erregt.

„Ich war dort so unglücklich, daß ich jetzt oft noch weine, wenn ich an jene Zeit zurückdenke. Ich mußte den ganzen Tag in einer engen Mansarde sitzen und die Kleider meiner Cousinen nähen, bis mir die Finger schmerzten. Wenn Besuch da war, so durste ich nicht einmal zum Essen hinuntergehen. Niemand sagte mir ein Wort, ich mußte nur täglich mit anhören, daß ich aus „Mitleid“ im Hause geduldet würde. Ich hatte schon den Plan gefaßt, mich als Kinder- oder Hausmädchen zu verdingen, da machte mir Ihr Vater das Anerbieten, hierher zu kommen.“

„Das war für Sie ein hartes Leben. Aber wie war's mit dem Sommerfest und der Zigeunerin? Bitte, erzählen Sie.“

„Sie werden nur darüber lachen.“

„Erzählen Sie mir!“

„Nun, einer der eingeladenen Gäste erschien nicht, und so mußte ich mich mit zu Tische setzen, damit die gefürchtete Zahl „dreizehn“ vermieden wurde. Eine der Damen — sie war so schön und dabei höchst elegant gekleidet — war so freundlich zu mir, daß ich mein ärmliches Kleid ganz darüber vergaß. Sie mit ihrem Vetter, Herrn Wilmer, bereiteten mir frohe Stunden, daß wir die flüchtige Zeit darüber vergaßen. Dort im Walde trafen wir auch die Zigeunerin, die mir die Zukunft enthüllte.“

„Nun, was sagte sie?“

„Zuerst sagte sie mir, ich habe jetzt viel Sorge und Noth, aber ich würde bald in einem besseren Lande sein. Ich glaube, ich würde bald sterben, doch sie sagte nein, ich hätte ein langes Leben vor mir und stände jetzt vor einem Wendepunkte. Ehe der Vollmond am Himmel stände, würde ich das Haus meiner Tante verlassen haben.“

„Versprach sie Ihnen keinen Gatten?“

Rosalie beachtete diese Frage nicht und fuhr fort: „Ferner sagte sie, sobald die Rosen am Weihnachtsfeste blühen, würde der Stern meines Glückes aufgehen.“

„Was weiter?“

„Weiter nichts. Meine Tante zürnte mir sehr und drohte, mich fortzuschicken, weil ich so lange mit der reichen Dame und deren Vetter allein im Walde gewesen war, doch da erhielt ich den Brief von Herrn Hollmann, und der gute alte Herr nahm mich in sein Haus auf.“

„Und was haben Sie mir weiter von dem Vetter der reichen Dame zu sagen — wollen Sie ihn heirathen?“

„Wahrlich, Thomas, Sie treiben Scherz mit mir“, rief Rosalie heiter lachend. „Ich sah den Herrn ja nur dieses eine Mal. In der letzten deutschen Zeitung, die ich in der vorigen Woche erhielt, las ich seine Heirathsanzeige, und es war mir lieb, daß er nicht meine Cousine Georgine gewählt hatte.“

„Nun“, sagte der junge Herr gedankenvoll, „die Rosen stehen bereits in voller Pracht, und in drei Tagen ist Weihnachten. Der Stern Ihres Glückes muß sich jetzt beilen, um rechtzeitig am Himmel zu erscheinen.“

Rosa wollte antworten, doch ihre Lippen blieben geschlossen, denn gerade in diesem Augenblick trat der alte Herr auf die Terrasse hinaus, einen offenen Brief in der Hand haltend. Ein zufriedenes Lächeln erhellte sein gutmüthiges Antlitz, als er die beiden jungen Leute so heiter plaudernd beisammen fand.

„Gute Nachrichten, Thomas!“ rief er lebhaft. „Die ganze Familie Davidsohn hat unsere Einladung angenommen; sie kommen Alle. Morgen treffen sie ein und bleiben bis nach Neujahr.“

Der junge Mann schien bei dieser Eröffnung wenig erfreut.

„Ich kann nicht begreifen, welches Vergnügen Du darin findest, das ganze Haus mit Gästen anzufüllen“, erwiderte er unwillig. „Es wäre viel besser, wir blieben zum Feste allein.“

„Am Weihnachtsfeste muß ich einen großen Kreis fröhlicher Gesichter um mich sehen; so hab' ich es gern“, beharrte der alte Herr.

„Na, jetzt wird Dein Wunsch erfüllt. So viel ich weiß, sind sieben kleine Sprößlinge in der Familie Davidsohn, außerdem hast Du noch Gäste aus der Stadt geladen.“

„Ich erwarte zwanzig Personen“, rechnete der alte Herr, still vergnügt. „Zwanzig Personen mit der Familie Davidsohn, die auch ihre Gouvernante mitbringt. Die Mutter wollte die Erzieherin der Kinder nicht gern allein zurücklassen, und da sie so weit entfernt — in Natal — wohnt, wollte sie auch für die wenigen Tage die Heimreise nicht antreten. Sie soll eine angenehme junge Dame sein, die Dir gewiß gut gefällt, Rosa.“

Thomas und Rosalie wechselten verständnißvolle Blicke; ein gleicher Gedanke durchzuckte ihre Seele, doch sie wagten nicht, ihn in Worte zu kleiden. Herr Lambert beachtete dieses Schwiegen nicht und fuhr heiter fort:

„Du wirst ihr doch einen freundlichen Empfang bereiten, nicht wahr, Rosa? Ich meine, der Gouvernante. Sie gehört einer alten Kaufmannsfamilie in Natal an, aber sie hatten viel Unglück und leben jetzt in kümmerlichen Verhältnissen. Denke nur, diese Linda River — so heißt sie — ist eine Nichte der Madame Darby, mit der Du die Seereise machtest.“

Jetzt war kein Zweifel mehr über die Identität der Gouvernante. Rosa wagte nicht, Thomas anzusehen, aber sie fühlte ihre Wangen sich purpurn färben. Zum Glück verließ der alte Herr bald die Terrasse und Thomas seufzte laut:

„Was in aller Welt soll ich nun thun?“

„Fürchten Sie sich?“ fragte Rosa.

„Fürchten? Nein! Ich würde mein Herz nicht noch einmal an Linda River verlieren, selbst wenn sie die einzige Frau in ganz Afrika wäre.“

„Was fürchten Sie denn?“
 „Ich sagte niemals, daß ich mich fürchte.“
 „Sie sind aber entsetzt aufgeregt, Thomas. Nun, für Sie ist's nicht so schlimm, Sie haben konsequent Dämengesellschaft gemieden, bleiben Sie Ihrem Grundsatz auch jetzt getreu und ziehen Sie sich zurück. Für mich ist es viel schlimmer, ich soll für die Unterhaltung der Gouvernante ganz besonders sorgen.“

Sie glaubte, Thomas würde ihre Worte belächeln, aber sein Antlitz war ernst, als er sagte:

„Sie kennen sie nicht. Ich gäbe mit Tausenden, wenn ich sie von Marydale fern halten könnte.“

„Sie fürchten doch nicht für Ihren Vater? — O, Thomas, denken Sie das doch nicht; er kann ja noch immer nicht den Schmerz über den Verlust seiner Gattin lindern.“

„Für meinen Vater fürchte ich nichts, aber dennoch würde ich kein Opfer scheuen, um Linda fern zu halten. Ich weiß, Sie hassen mich, Mofa, aber ich bitte Sie, einen guten Rath von mir anzunehmen.“

„Ich hasse Sie nicht. Welchen Rath geben Sie mir?“
 „Vermeiden Sie Linda's Gegenwart so viel wie möglich. Sie streut gern Giftsaat aus — sagen Sie ihr kein Wort, was nicht die Spagen auf den Dächern zwitschern dürfen.“

„Ich habe keine Geheimnisse, und wenn ich welche hätte, so würde ich sie Fremden nicht mittheilen“, versicherte Mofa.

(Schluß folgt.)

In der Berg- und Gletschervelt der Berner Hochalpen.^{*)}

Von Dr. Raimund Schäfer (Baden-Baden).

(Wetterhorn. — Eiger. — Mönch. — Jungfrau. — Finsteraarhorn. — Schreckhorn.)

Die Bergbahn hielt, und ich befand mich in Grindelwald. Hans Brawand wurde mein Führer. Unberührt von Europas überflüchteter Höllichkeit, von stählernem Bau, Kühnen Zügen, welche durch den langen, braunen Bart eine gewisse Wildheit erhielten, schien er wie geschaffen, den Gefahren der Alpen zu trotzen und sie zu besiegen. Am Tage nach der Ankunft war ich mit ihm auf dem Wege zum Wetterhorn. Wir gingen in Gesellschaft des Herrn James Drummond und seiner beiden Führer. Herr Drummond trug einen photographischen Apparat, den er mit bewundernswürdiger Zähigkeit in allerlei gefährlichen Situationen benutzte. An Punkten, wo es schon schwierig war, ein freundliches Gesicht zu machen, verlangte er allgemeine Pose. Auf unserem Wege zur „Gletscherhütte“ hatten wir den Oberen Grindelwaldgletscher zu überschreiten und viele abschüssige Felswände zu erklimmen. Nach etwa sechsstündiger Wanderung erreichten wir die Hütte. Sie steht friedlich auf einem Vorsprung des Berges. Im Glanze des feurigen Strahlenmeeres, mit welchem die Abendsonne uns und unsere herrliche Umgebung überfluthete, entwickelte sich nun jenes romantische Zigeunerleben, welches einen so großen Reiz der Alpenwanderung bildet. Das Lager wurde hergerichtet, Feuer angezündet, Wasser herbeigeschleppt, der Proviant ausgepackt und entsprechend zubereitet.

^{*)} Wir entnehmen diese anziehende Schilderung dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“.

Als die Nacht hereinbrach, tauchten tief unten die Lichter Grindelwalds auf, und die Abendglocken sandten ihre Klänge empor. Um diese Zeit brannten wir zwei Raketen ab. Die eine hatte keine Lust, in die Höhe zu steigen; sie explodirte und vertheilte sich unparteiisch unter den Umherstehenden. Nachdem unsere Nerven sich wieder etwas beruhigt hatten, hüllten wir uns in Decken, legten uns auf das Strohlager in der Hütte und schliefen bis 3 Uhr Nachts. Abdann kochten wir schnell Kaffee und flogen mit Laternen versehen in Nacht und Felsen hinein. Wir brauchten fünf Stunden, um den Gipfel zu erreichen. Er ist steil und mit Firn bedeckt. Zahlreiche Dohlen flatterten umher, und hoch über unsern Häuptern flogen einige Raubvögel, welche die Führer für Adler hielten. Die Aussicht war großartig. Die zunächstliegenden Gipfel des Vordergrundes sind es im Wesentlichen, welche uns an der bald angepriesenen, bald angezweifelten Schönheit der Hochgipfelsausticht entzücken. Mit jeder Orts- und Zeitveränderung wechseln die Berge Rahmen und Beleuchtung, und jede Aussicht in den Alpen ist deshalb eine neue Aussicht. Aber die hunderterlei Ansichten, die ein Berg gewähren kann, geben jeder Gipfelsausticht ihren besondern Charakter. Um sich in dem Chaos der fernliegenden Berge zurechtzufinden, bedarf man, abgesehen von auffallenden Bergformen, einer genauen Kenntniß der Alpen. Derjenige, der hier Berge wiedersteht, auf welche er vor Jahr und Tag seinen Fuß gesetzt hat, heftet seine Augen voller Freude auf die alten Bekannten in dem gestaltenreichen Zug im Hintergrunde des wundervollen Bildes, dessen letzte Ausläufer sich in den Dünsten des Horizontes in matten Umrissen verlieren. Dort unten herrscht dumpfe Schwüle, hier athmet die Brust jenen unvergleichlichen Aether, der den jungfräulichen Schnee der höchsten Gipfel umfluthet. Der Abstieg vom Wetterhorn bot nichts Bemerkenswerthes.

Am Tage nach der Wetterhornbesteigung fuhr ich mit Herrn Drummond und einem Herrn Clayton mit der Zahnradbahn nach der Wengern-Scheibegg, an den Fuß des Eiger und der Jungfrau. Am darauffolgenden Tag bestiegen wir den Eiger. Herr Drummond hatte seine alten Führer, und der andere Engländer hatte den bekannten Chr. Allmer, sowie den Führer Rauffmann aus Grindelwald engagirt. Wegen des starken Nebels kamen wir erst um 8 Uhr zum Abmarsch. Nach Ueberschreiten einiger Nasenhänge und Schutthalben erreichten wir die schroffen Kalkklippen des Eiger. Wir kletterten raslos empor, bald auf scharfen Graten, bald an Abgründen entlang, welche losgelösten Felsblöcken freien Fall boten.

Um 2 Uhr Mittags standen wir auf dem Gipfel, und der Knall eines Salutschusses drang schwach an unser Ohr, ein Zeichen, daß wir von den Gästen des Hotels mit dem Fernrohr verfolgt worden waren. Der schmale, schiffstielartige Gipfel des Eiger vermochte uns kaum zu fassen. Er ist stark vereist und von einer Schneewächte gekrönt. Stofen wir ein Loch durch den Schnee zu unseren Füßen, so erblicken wir unter uns den zerklüfteten Gletschergletscher, der etwa 1000 Meter tiefer liegt. Rings umher befinden sich todbringende Abstürze, die sich von oben schlimmer ausnehmen als von unten, und unwillkürlich Gedanken an das Jenseits erregen. Aber man empfindet das Dasein nie reizvoller, als wenn man Gefahr läuft, es zu verlieren. Jeder gefahrlose Ruhepunkt erzeugt eine Art beneidenswerther Reconvalescentenstimmung. In dieser

Gemüthsverfassung genießt man die Schönheit der Umgebung doppelt. Dort, die in trotziger Kühnheit emporkragende Felsklippe des Schreckhorns — dort, in einem Meer von Gletschern, die glänzenden Biescherhörner. In unmittelbarer Nähe des Eiger erheben sich seine mächtigen Geschwister, der gewaltige Mönch und die blendende Jungfrau. Tief unter uns liegen die grünen Thäler mit den Silberadern der Bäche, und über uns wölbt sich der tiefdunkelblaue Himmel des Hochgebirges.

Wir verweilten etwa eine halbe Stunde auf dem Gipfel und traten hierauf den Abstieg an, der durch den herrschenden Steinfall etwas gefährdet war. Vom Wetter wurden wir begünstigt, die Sonne, welche sich dem Horizonte näherte, beleuchtete die Schneefelder, die wir betraten, und die Wolken, die sich am Berge gelagert hatten, mit wunderbaren röthlichen Farben. Als die Sonne verschwunden war, trat Alpenglühen ein. Dieses Gebirge gewährte jetzt ein unheimliches, gewaltiges Schauspiel. Die finsternen Felsmassen und die rothglühenden Eisfelder wurden von flammenden Nebelwogen umbrandet. Keinen Augenblick blieb sich das phantastische Bild gleich, denn ein Sturm herrschte, der die Wolken zerriß, sie am Berge emporjagte und jedes lose Tuch, jedes Papier blitzschnell in den Ozean der Lüfte entführte. Leider war es uns wegen der späten Stunde nicht vergönnt, der landschaftlichen Herrlichkeit längere Zeit zu widmen, da wir unanhaltsam abwärts eilen mußten. Bei unserm Erscheinen im Hotel empfing uns seitens der Gäste der echt englische Sports-Enthusiasmus. Den Comfort und die Annehmlichkeiten eines modernen Hotels empfindet man nach einer solchen Strapazen vergehnsacht.

Uebrigens hielt diese epikureische Stimmung nur bis zum folgenden Tage an, denn ich schmiedete an demselben, in Gemeinschaft mit Herrn Drummond, den Plan zu einer neuen, sechsägigen Wanderung, die uns auf die Gipfel von Mönch, Jungfrau, Finsteraarhorn und Schreckhorn führen sollte. Wir wollten Jeder getrennt gehen, aber wegen der gegenwärtigen Vereinsamung der Berge (es war Ende September) womöglich am gleichen Tage das Gleiche unternehmen. Da wir 4—5 Tage lang jeder menschlichen Behausung fern blieben, so mußte der Proviant und das Brennholz für diese Zeit ausreichen und bildeten in Folge dessen eine gewaltige Traglast, die jedoch von Tag zu Tag abnahm.

Nach Erledigung all' der Kleinigkeiten, die nicht vergessen werden durften, brachen wir am zweiten Tage nach der Eiger-Besteigung Morgens um 7 Uhr auf und marschirten 9 Stunden bis zur Berglöhütte des Schweizer Alpenclubs (3299 m) am Grindelwald-Bieschergletscher, in der wir vor Besteigung von Mönch und Jungfrau übernachteten wollten. Oberhalb des „Eismeeress“ und der „Kalli“, einer Wand, die uns manchen Schweißtropfen kostete, hielten wir die erste Rast, denn die Führer hatten hier unter einem Geröllhaufen eine Theemaschine aufbewahrt, welche wir mit großer Genugthuung benutzten. Von hier aus konnten wir bereits die Berglöhütte erblicken. Dieses Unikum steht mitten in dem wilden Bieschergletscher auf einem Felsen, der von den ungeheuren Eismassen verschlungen zu werden droht. Neben dem Gebäude ist auf dem Felsen kein Platz mehr, obgleich dasselbe nur dreimal so geräumig ist, als eine Stundshütte. Es ist aber viel einfacher konstruirt. Nämlich aus einer Felswand, zwei Reihen aufgeschichteter Steine und einem Dache. In der Hütte befindet sich

eine Anzahl Decken und ein kleiner eiserner Ofen, dessen Rohr quer durch den Raum geführt ist, um Wärme zu sparen und offenbar auch um Rauch zu erzeugen. Ob ich mich außerhalb oder in der Hütte aufhielt — ich froh und hustete abwechselnd; außen nahm die Kälte, innen der Rauch zu. Wir schmolzen Gletschereis, um Grog und Suppe bereiten zu können. Mit dem Einbruch der Dämmerung verstummte in der überwältigenden Gletscherwelt, die uns umgab, jedes Geräusch; das Rauschen der Schmelzwasserbäche, der Donner der Lawinen wich einer unendlichen Ruhe. Wir legten uns bald auf's Ohr und versuchten die wenigen Stunden, die uns bis Ein Uhr, unsere Aufbruchzeit, blieben, zu ruhen, denn einer der Führer hielt uns durch Schnarchen, Räuspern und Niesen so munter, daß ich Gott danke, als ich im Freien stand. Der frostige Nachtwind verschonte bald alle unangenehmen Symptome einer durchwachten Nacht, und wir fühlten uns frisch und fröhlich, als wir über das bequeme Mönchsloch an die Felsen des Mönch wanderten. Nach einigen Stunden standen wir auf den Schnee- und Eishängen, welche den steilen Gipfelmass des Mönch bedecken. Kälte und Sturm leisteten hier Beträchtliches, und uns zur Umkehr zu bewegen; man froh wie ein Nordpolfahrer, der seinen Pelz verfehlt hat. Bei jedem Windstoß mußte man sich mit dem Pickel verankern, sonst verlor man das Gleichgewicht, und am Gespräch war man durch Zähnellappern verhindert.

Endlich 7 Uhr Morgens, waren wir auf der Spitze. Der Wind brauste hier mit aller Macht, der von unsern Fußritten gelockerte Firnschnee wurde in die Luft geblasen, und der Aufenthalt war ganz unerträglich. Es kostete mich einige Ueberwindung, mit einem Halstuch eine Fahne zu improvisiren, die von der Wengern-Scheidegg, welche tief zu unsern Füßen lag, gesehen werden konnte. Von dort mochte der breite Gipfel des Mönch in der Morgenbeleuchtung so rosig als möglich aussehen — für uns war jedoch jeder Naturgenuß unmöglich, und wir kehrten zurück, um an diesem Tage noch den Gipfel der Jungfrau zu erreichen.

Um zu diesem Berge zu gelangen, überschritten wir vom Fuße des Mönch aus die ungeheuren, grellbelehteten Felsfelder des Rothales, in welchem der Sage nach die „Herren vom Rothal“ Nachts ihren Spul treiben, wenn der Sturm an den rostbraunen Felsklippen heult und schüttelt. Mühsam erklommen wir hierauf das steile Schneefeld unterhalb des ersten Bergschrun des der Jungfrau und überlegten uns, wie wir auf die andere Seite des Schrun des kommen sollten. Die Merkmale eines Bergschrun des, die starke Neigung der Eisfläche und die vertikal gegen einander verschobenen Ränder der Klust, waren im vorliegenden Falle besonders ausgeprägt. Aber trotz der ungünstigen Verhältnisse konnte die entferntere, überhängende Eiswand von meinem Führer erklettert werden. Hans schlug sich, nur durch das Seil gesichert, tiefe Löcher für Hand und Fuß in das Eis, wobei die Bruchstücke mit unheimlichem Geräusch auf den Grund der Spalte sausten, schmitzte sich dicht an die Wand und stemmte sich daran empor. Oben angelangt trieb er den Pickel tief in die Firndecke, schlang das Seil darum und forderte mich auf nachzukommen. Dies war Kinderspiel gegen seine Arbeit, zumal ich mich hierbei, zu meinem unangenehmen Zerstreung, von Herrn Drummond photographirt fühlte.

Als wir um 2 Uhr auf der Spitze der herrlichen,

vielbesungener Jungfrau eintrafen, war die Luft so klar und mild, daß wir längere Zeit oben blieben. Wieder lagen die gesamnten Alpen, vom Montblanc bis zum Großglockner, zu unseren Füßen, diesmal nicht so düster wie vor 7 Stunden, sondern in warmem, sonnigem Glanz. Die Fels- und Schneehänge grell in dem Kontrast von Schwarz und Weiß, die Häupter blendend in der Ueberfülle des Lichts, Alles überstrahlend die Jungfrau. Ihr Gipfel war zum Theil fast schneefrei, er fällt nach Süden zu schräg, nach Norden zu sehr steil ab und besteht aus Gneis.

Der Abstieg regte uns nur an den Bergschründen etwas auf, da die eingehauenen Stufen inzwischen zer-schmolzen waren. Beim unteren Schrunde zogen wir es vor, einfach über die Kluff hinweg auf den Firnschnee hinabzuspringen. Nun marschirten wir den riesigen Gletscher hinab und erreichten so gegen 7 Uhr Abends die „Concordia-Hütte“, nachdem wir im Ganzen 20 Stunden unterwegs gewesen. Diese Hütte ist weder sauber noch schön, aber sie befindet sich in einer erhabenen Gebirgs-landschaft, und man muß ihr deshalb diese Fehler ver-zeihen. Während wir bei der Suppe saßen, wurden wir durch die Ankunft von Gemsjägern überrascht. Diese Leute, drei wilde verwekerte Gestalten, gedachten ebenfalls in der Hütte zu übernachten, sie luden ihre Beute ab, eine Gemse und ein Murmelthier. Die armen Kerle hatten außer einem Stück Brod nur einen Brocken gedörrtes Schafffleisch bei sich. Daselbe besaß die Härte, den Geschmack und das Aussehen des Mahagoniholzes, und ich habe mir davon mühsam mit dem Messer ein Stück abgesägt. Gemü-ssamere Gefellen, als diese drei Jäger, sah ich selten; in der Nacht legten sie sich, der größeren Wärme wegen, in einen Knäuel zusammen und bedeckten sich mit einer ge-meinsamen Decke.

Für den kommenden Tag hatten wir uns vorge-nommen, das Finsteraarhorn kennen zu lernen. Die Gemsjäger behaupteten, es gäbe schlechtes Wetter, und wir verzögerten deshalb unsern Abmarsch bis 5 Uhr Morgens. Als sich jedoch um diese Zeit ihre Prophe-zeiung nicht zu erfüllen schien, nahmen wir Abschied und flogen zunächst über einen Paß, die Grünhornlücke, um in das Gefilde des Berges zu gelangen. Beim Abstieg von der Paßhöhe sahen wir das Finsteraarhorn bereits in seiner ganzen dämonischen Wildheit vor uns liegen, und nach einer Stunde standen wir an den Felsen, die zu seinen Eishängen am „Hugifattel“ emporführen. Eine kurze Rast in einem Felskamin machte uns wegen des kalten Windes wenig Freude, und ebenso erschienen uns die steilen Schneefelder, die das Gletscheris gefährlich bedeckten, recht unangenehm. Wären wir nicht hierher-gekommen, um etwas überflüssige Energie auf gute Art los zu werden, so wären wir vielleicht wieder umgekehrt. Aber beim Marsche über die endlosen Schneefelder ent-fernte sich der Geist bald von der rauhen Wirklichkeit, und man erblickte in Gedanken irgend eine angenehme Fata Morgana, z. B. ein glänzend erleuchtetes elegantes Café mit anatomisch gebauten Divans und dem spezifischen Geruchs-putpourri von Cigaretten, Parfums und Getränken. Mein Führer Hans war schlechter Laune; seine Cognacflasche war beim Hüpfen über eine Schneebrücke zerbrochen. Als wir den „Hugifattel“ erreicht hatten, kehrte bei der heftigen Kletterei, die nun folgte, aller Magemuth zurück, und Punkt zwölf Uhr standen wir auf der Spitze des höchsten Gipfels der Berner Alpen, des Finsteraarhorns.

Der Tag war wunderbar, und wir legten uns ver-gnügt in die Mittagssonne der Windschattenfette auf das schöne Diorit-Gneisgestein, welches den Gipfel bildet. Der Abstieg nach der Grimsel zu, den wir sehr bald antreten mußten, um wenigstens nicht auf den Gletschern von der Nacht überrascht zu werden, verlief nicht ohne Zwischen-fälle. An der Gamsflüde, einem kleinen Paß, entgingen wir knapp einem Steinfall. An brennendem Durst leidend, erstiegen wir das Oberaarjoch, einen zweiten Paß, und schritten den Oberaargletscher seiner ganzen Länge nach hinab. Wir rasteten kurze Zeit auf demselben, kochten Thee und zehrten den letzten, traurigen Rest unseres Proviantes auf.

Die Landschaft war auf der ganzen Strecke von hochalpiner, imposanter Schönheit; häufig boten sich ent-zückende Fernblicke auf die Berge der Monte Rosa-Gruppe dar. Beim Sonnenuntergang warfen die Bergspitzen lange Schatten über die erbleichenden Eisflächen, deren Klüfte eine eifige Luft aushauchten. Da uns allen die Strecke, die uns von der Grimsel noch trennte, unbe-kannt war, so zündeten wir nach Verlassen des Gletschers die Laternen an, um einen Pfad zu finden, falls ein solcher da war. Unten, in der finsternen Schlucht, hörten wir das Brausen der Aar, und zu beiden Seiten erhoben sich die Bergwände des ehemaligen Gletscherbettes. Ver-gebens suchten wir auf den schroffen Wänden den richtigen Weg, wir gertethen bald auf glatte Felsabstürze, bald blieben wir im hohen, nassen Gras und im Dickicht des Unterwaldes stecken. Wir waren von der Aussicht, unter einem Felsen übernachten zu müssen, keineswegs erbaut. Da sah Hans unter uns den heiß ersehnten Pfad! Zwei Stunden, die legten einer 19stündigen, fast ununter-brochener Wanderung, trennten uns noch vom Grimsel-hospiz, in dem wir um Mitternacht eintrafen. Endlich — und zwar schon nach fünf Minuten — schliefen wir wieder in einem ordentlichen Bett.

Um die Mittagszeit sagten wir dem Hospiz Lebe-wohl und wanderten zur „Dollfußhütte“, der reinlichsten und zweckmäßigsten Stübhütte, die ich je kennen gelernt habe — um hier zur Besteigung der Strahlegg und des Schreckhorns zu übernachten. Ein Uhr Nachts waren wir wieder unterwegs. Erst nach vierstündiger Wanderung über den Unteraar-Gletscher wurde es hell, und nach dem Aufstiege zur Strahlegg lagerten wir uns auf der Paß-höhe zum Frühstück. Wir schwentken alsdann nach rechts, zum Schreckhorn-Gletscher, der mit geringem Gefälle gegen den gewaltigen Felsgrat des Schreckhorns hin ansteigt. Der Gletscher zeigt nur wenige, aber riesenhafte Spalten, welche prächtige Profile durch den Gletscher boten.

Die Felsen der südwestlichen Flanke des Groß-Schreckhorns wurden durch eine zweistündige Kletterei überwunden, und wir erreichten so die tiefste Einsattelung des Grates, an der wir Halt machten und die bevor-stehenden Dinge, eine sehr steile Eiswand und den scharfen Felsgrat, kritisch betrachteten. Hans nannte die Eiswand freivol das „Elliotzwängli“, als diejenige Stelle, wo der Bergsteiger Elliot ausgeglitten und ausgeklitten. Die spiegelblanke Wand, die sich über 1000 Fuß an der Bergseite in die Tiefe erstreckt, sah fürchterlich genug aus. Als wir dieselbe hinter uns hatten, — Hans nach langer, harter Arbeit mit dem Pickel, und die Uebrigen nach starker Nervenanspannung in der körperlich und geistig angreifenden Situation —, athmeten wir Alle auf. Wir kamen vom Regen in die Traufe, aber es war doch Ab-

wechslung. Um sich vom Kommanden, dem Gipfelkamm, ein Bild zu machen, stellte man sich eine hohe, schmale, durch den Zahn der Zeit baufällig gewordene Mauer vor, auf der man aufrecht gehen soll. Näher dem Gipfel ging es besser, und das Bild war weniger abenteuerlich — die Füße der Vorangehenden waren nicht mehr hoch über den Köpfen der Nachfolgenden.

Es war ein herrlicher Augenblick, als wir den weltentrückten Gipfel betraten, ein Augenblick, der sich tief in meine Seele eingrub. Nicht bloß das starke Gefühl der Befriedigung war die Ursache hiervon, sondern das lebhafteste Bewußtsein eines erhabenen, seltenen Genußes. Zum letzten Male sahen wir auf dieser Wanderung von einer himmelstürmenden Spitze aus weit über die Alpen hin und ließen unsere Blicke über die stolzen, kalten Berge schweifen. Nur der Gedanke an den Abstieg erschien uns wenig heiter. Wir sollten wirklich die Gefährlichkeit des Berges, die seinen Namen rechtfertigt, erst auf dem Rückweg kennen lernen.

Nach Verlassen des Gipfels, dessen grünlicher Gneis zahlreiche Blüthspuren aufweist, waren wir fortwährend auf dem „Qui vive“. Bis zum Sattel ging Alles gut, die steile Mauer balancirten wir kühnlich hinab, und mit größter Vorsicht stiegen wir das „Glottzwängli“ hinunter. Wir gelangten wieder glücklich auf die Felsen des Grates und der Flanke und kletterten zum Schreckhorngleisacher hinab. Hierbei wurden wir durch Steinfälle äußerst gefährdet. War es beim Aufstieg hier noch ganz harmlos gewesen in dieser Hinsicht, so pflissen jetzt unaufhörlich Steine an uns vorüber, bald einzelne, bald ein förmlicher Regen. Sie besaßen Faust- bis Kopfgröße. Weder Fatalismus, noch Stolzismus nützten etwas, wir entwickelten eine halsbrechende Schnelligkeit. Am Bergschrund, wo der Steinfall am lebhaftesten war, glitt Hans in Folge der Hast aus. Merkwürdigerweise fiel er nicht in den Schrund hinein, sondern darüber hinweg, dorthin, wo ich schon stand. Als wir in Sicherheit waren, ruhten wir im Schatten eines großen Eisblockes aus, denn die Firnfelder glühten im Sonnenglanz. Gemeinschaftlich mit Herrn Drummond's Karawane, die von jedem Unfall verschont blieb, stiegen wir nun eine Schlucht hinab, deren Boden mit Gletschereis bedeckt war. Dies war die unangenehmste Kletterei des ganzen Tages. Herr Drummond verlor seinen Pickel, er flog in kühnen Sprüngen abwärts und entschwand in einer Eispalte.

Lange waren wir schon abwärts geklettert, als das Felsband, das wir benutzten, plötzlich ein Ende nahm und der Bach, der uns bisher begleitet hatte, als Wasserfall zum Gletscher hinabstürzte. Nach kurzer Rathlosigkeit ließ ich mich von Hans an das Ende eines 20 Meter langen Seiles binden und wurde von ihm über den Felsvorsprung auf den Gletscher hinabgelassen. Bei dieser Gelegenheit kletterte ich so lange, als es anging, dann kam der unvermeidliche Ruck, durch welchen mein Leben an ein Seil gehängt wurde und ich, von Hans allein gehalten, immer tiefer sank. Hinunter hatte ich noch nicht gesehen; ich bemerkte nun zu meiner Ueberraschung, daß unter mir kein Gletscherboden kam, sondern eine mehree Meter breite Kluft zwischen Eis und Felswand. Das Seil reichte gerade bis zum Niveau des Gletschers, und es glückte mir durch Hin- und Herschwingen denselben zu erreichen. Hans ließ nun auf die gleiche Weise Herrn Drummond und seine beiden Führer hinab, und er selbst — im Nothfall hätte er das Seil oben festgebunden und

geopfert — kletterte an einer seitlich gelegenen, leichteren Stelle herab, auf welche er von uns aufmerksam gemacht wurde. Und hierauf holte der Unermüdbliche den Pickel des Herrn Drummond aus der Spalte hervor. Da die Nacht hereinbrach, liefen wir in thunlichster Eile den Gletscher hinab. Kaum waren wir etwa 10 Minuten entfernt, so erscholl plötzlich ein gewaltiges Donnern, und wir gewahrten, rückwärtsblickend, wie sich unmittelbar über unserer Abseilstelle ein Stück des Schreckhorn-Gletschers, der hier in starker Sérac-Bildung begriffen ist, löste und in die Schlucht stürzte. Einige Blöcke kamen bis zu uns herangerollt, an unsern Gefährten vorbei, die sich verloren glaubten und einander, durch das Seil verbunden, stark hin- und herzerrten. Unsere Abseilstelle sah jetzt ganz anders aus und war durch eine gigantische Schutthalde von Eisblöcken ganz leicht gangbar geworden. Wir hatten Alle genug vom Schreckhorn. In der Schwarzegg-Hütte rasteten wir einige Minuten, versahen das Fremdenbuch mit einer Notiz und versuchten uns an den Gedanken eines weiteren, fünfständigen Marsches zu gewöhnen. Der Weg, der zahlreiche steile Leitern und Kletterstellen aufweist, ist an sich schon eine tüchtige Tour.

Daß wir sehr müde waren, brauche ich nicht zu erwähnen; sobald wir uns niederlegten, schliefen wir ein. Wir waren glücklich, als wir die Lichter von Grindelwald schimmern sahen. Es schlug Zwölf, als wir im Dorfe eintrafen. Am Morgen stand ich frühzeitig auf und war Abends in Luzern.

Es ist wunderbar, wie man durch aufregende Erlebnisse das Dasein stärker und tiefer empfindet. Wie es Tage gibt, die eindruckarm an uns vorüberziehen, gibt es auch solche, die den Inhalt von Wochen an Gedachtem und Erlebtem in sich bergen und wieder die Fülle ihres Erinnerungsbildes das Leben länger erscheinen lassen, während sie es in Wirklichkeit eher verkürzt haben mögen. Solche Tage erlebt man aber nur im Kampfe, in diesem Falle mit der wilden Gebirgswelt — und deshalb schon ist der Kampf an sich das Erstrebenswerthe, ganz abgesehen von der ästhetischen Bedeutung und der ethischen Wirkung des mit ihm verbundenen Naturgenusses. Im Hochgebirge lernt die Persönlichkeit eine harmonische Macht über sich selbst behaupten und erhebt sich damit über den Wechsel der irdischen Dinge. Der Muth schlägt den Schwindel todt an Abgründen — und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen?

Sand- und Lichtbäder.

Schon seit langer Zeit kennt man auf Ischia, an den Küsten des mittelländischen Meeres, ferner in Norderney, in Travemünde und an den Gestaden der Ostsee die Anwendung von durch die Sonne erwärmten Sandbädern. In der Bretagne, besonders in der Umgebung von Auray, sind die Sandbäder bei den Bauern allgemein üblich, indem man die an Rheumatismus, Podagra, Nephritis und ähnlichen Krankheiten Leidenden in warmen Sand steckt. Der Arzt M. Suard hat ähnliche Versuche an den Ufern der Rhone angestellt. Aber der von der Sonne erhitzte Sand hatte ungenügende und veränderliche Temperatur. Seit 1865 erwärmte man in Deutschland den Sand künstlich; der Doctor Flemming in Dresden und der Doctor Sturm in Rostock erzielten die ersten Erfolge.

Diese Erfolge veranlaßten nun den oben genannten Arzt Suchard, ebenfalls die künstliche Erwärmung einzuführen, und er hat in Ladey eine Anstalt errichtet, die die deutschen Einrichtungen in großartigem Maßstabe angenommen und durchgeführt hat, und in der alljährlich Tausende von Bädern verabreicht werden.

Man nimmt sehr reinen und von allen organischen Stoffen befreiten Sand. Dann setzt man ihn in einem großen Ofen einer Hitze aus, daß er bis zu 65 Grad Wärme annimmt, und rüttelt ihn, um eine gleichmäßige Wärme zu erzielen, häufig mittelst Schaufeln durcheinander. Darauf vermischt man mittelst Rechen den warmen Sand mit frischem Sand, bis die gewünschte Temperatur erzielt ist. Im Allgemeinen verabreicht man das Bad bei 45 und selbst 50 Grad; bei weniger Grad hat man ein unangenehmes Gefühl. Bei Hüftweh und lokalisiertem Rheumatismus geht man sogar bis zu 60 Grad. Die ersten Lagen des in der Badewanne ausgebreiteten Sandes haben 45 Grad.

Wenn der Kranke auf diesem Sandbette liegt, bedeckt man ihn mittelst Schaufeln mit Sand. Der Bauch wird nur mit einer Lage von 10 Centimeter bedeckt und die Brust mit einer noch geringeren, um die Athmung nicht zu behindern. Der Kranke muß, um den Sand nicht zu verrücken, unbeweglich bleiben. Nach dem Bade finden 25—45 Minuten lang dauernde Reibungen und Douchen statt, deren Wirkungen rapid sind: energisches Schwitzen, Gewichtsverlust von 800 bis 1000 Gramm.

Das Sandbad übt also eine Wirkung aus wie die trockene Luft der Schwitzkuben, aber es zieht den Schweiß energischer aus dem Körper, und seine Wirkung ist vollständiger. Auch bringt die Hautausdünstung eine günstige Abkühlung hervor. Das Hinströmen der Flüssigkeiten zu der Haut und die Rötthe derselben sind beträchtlicher als bei jedem anderen Bade. Endlich, und das ist sehr wichtig, kann der Sand in demselben Bade auf verschiedene Temperaturen erwärmt werden, so daß man nach Belieben die therapeutisch wirkende Kraft auf diesen oder jenen Körperteil bringen kann.

Das partielle Bad ist sehr wirksam; man verabreicht es in besonderen Kästen und kann in diesem Falle die Temperatur bedeutend steigern. Kurz, der Sand wird ein Beförderungsmittel kostbarer Wärme, das dazu dient, die Wärme an den kranken Stellen zu lokalisieren. Daher wird auch das partielle Bad am häufigsten angewandt. Man darf behaupten, daß die Behandlung besonders heilbringend wirkt bei rheumatischen, tuberkulösen Leiden, bei Wunden, Rückenmarksleiden, Krankheiten des Gefäßsystems, Rachitis u. s. w. Der Doctor Suchard hat bereits ganz bemerkenswerthe Heilungen aufzuweisen.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß der Mensch, wie die Pflanze, zum Leben Luft und Sonne braucht, und daß, wenn eines dieser Elemente fehlt, das Blut dünner wird und Blutarmuth eintritt, verordnen mehrere Aerzte Luftbäder und setzen ihre Kranken viele Stunden hindurch den Strahlen der Sonne aus.

Die Amerikaner haben diese Heilmethode verbessert, und um im Stande zu sein, zu jeder Stunde und an jedem Orte die praktische Anwendung zu machen, ziehen sie den Sonnenstrahlen die allzeit verfügbaren Strahlen des elektrischen Lichtes vor. Zu diesem Zwecke existiren augenblicklich in New-York und in Philadelphia Einrichtungen der elektrischen Phototherapie, die unauhörlich von Jahr zu Jahr, bei Tag wie bei Nacht, in Thätigkeit

sind. Eines der berühmtesten dieser Etablissements ist dasjenige der Frau M. Cleaves in New-York, wo die besten Resultate erzielt worden sind. Diese berühmte Aerztin wendet Bogenlampen an mit Wechselströmungen, die Lampen sind mit Reflektoren derart versehen, daß sie das Lichtbündel auf einen speciellen Punkt leiten, und hängen in den Winkeln eines kleinen Zimmers; wenn nun der vollständig entkleidete Kranke mit verhülltem Gesicht auf einem Bette liegt, so empfängt er 15 bis 30 Minuten lang eine Lichtdouche, bis eine gelinde Transpiration erzeugt ist.

Miß Cleaves hat in einem Berichte an die medicinische Akademie zu New-York die wunderbaren Heilungen erörtert, die stattfanden in zahlreichen Fällen von Neurasthenie, Blutarmuth, Verdauungsstörungen, nervösen Leiden, bei entstehender Tuberkulose und Krankheiten der Athmungsorgane.

Die Elektrizität scheint auch bestimmt zu sein, in einem Kampfe, den Hygiene und Schönheitsgefühl seit langer Zeit vergeblich führen, in dem Kampfe gegen das Corset, ein gewichtiges Wort zu sprechen. Im Namen der Wissenschaft, im Namen der Elektrotechnik, hat sich ganz Californien gegen diesen Apparat moderner Toiletur erhoben und fordert die Abschaffung oder wenigstens eine radicale Verbesserung. Ein Professor Meads gab den ersten Anstoß zu diesem Vernichtungskampfe. Beauftragt, in der höheren Töchterschule zu Oakland in das Gehirn der jungen Damen die Anfänge der Lehren Faradays, Amperes, Ohms u. a. zu pflanzeln, unterstützte er seine Vorträge mit Experimenten. Als aber ein junges Mädchen sich den empfindlichen Instrumenten, die die Exaktheit der verkündeten Lehren beweisen sollten, näherte, sängen die Spitzen der Galvanometer an, einen wahren, zügellosen Tanz aufzuführen. Obwohl Meads wußte, daß seine Instrumente sehr empfindlich seien, konnte er dennoch nicht glauben, daß sie aus Entzücken über die Schönheit der jungen Californierinnen aus Rand und Band gerathen seien. Seine Untersuchungen führten zu dem Ergebniss, daß die Stahlstangen in den Corsets die alleinigen Schuldigen an dieser Störung seien.

Trotz eines strengen Verbotes, weiterhin Corsets zu tragen, dauerte der Zustand fort. Die Direktion der Schule mißte sich in die Sache, und es wurde beschlossen, daß nach einem namentlichen Aufruf und einem Versuche am Galvanometer alle Schülerinnen, die einen „ungünstigen Einfluß“ auf die Apparate ausüben würden, ohne Rücksicht entlassen werden sollten. Das gab dann Thränen, Beschwerden, Verstimmung und Feindschaft. Aber die Direktion ließ sich nicht erweichen und hat somit das Verdienst, den ersten erfolgreichen Kampf gegen das Corset eingeleitet zu haben. Möge er weiter von Erfolg sein!

Schach.

Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Nachrichten aus der Schachwelt.

„Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!“

Augsburg. — Dieses Motto galt für das verflossene Semester beim Schachklub Augsburg vollauf, wie Altmeister Steinitz in seiner letzten Zuschrift treffend bemerkte. — Wesentlich angefaßt durch das grosse Turnier in Nürnberg kam das Klubleben während der Sommerperiode nicht im Geringsten zum Stillstand, sondern allerseits herrschte reges Interesse; namentlich jene Mitglieder, welche s. Z. als Gäste des Nürnberger Klubs dortselbst anwesend waren, werden sich stets der angenehmen Eindrücke gerne erinnern;

besondere Anerkennung verdient die Aufmerksamkeit der Herren Gutmann, Schröder und Wertheimer des Nürnberger Klubs, welche miteinander wetteiferten, um den hiesigen Klub von Allem, was Interesse bot, in erster Linie und stets sofort zu unterrichten. Dasselbe gilt auch — last not least — dem unermüdeten Bundessecretair Herrn Post-official Kürschner. — In ebenso angenehmer Erinnerung ist bei allen Mitgliedern der Besuch von Meister Steinitz. — Inzwischen hatte auch eines der stärksten Mitglieder des Klubs, Herr Ingenieur Richard Buz, Gelegenheit, denselben in London bestens zu vertreten, indem er in Simpson's Divan daselbst den britischen Altmeister Bird glänzend besiegte. — Auch das Wintersemester hat unter sehr günstigen Auspicien begonnen; gleichsam als Einleitung hat vor Kurzem ein engerer Match zwischen den Herren Bachmann, Häusler, Kunstmann und Mayinger stattgefunden, wobei Hr. Häusler als erster und Hr. Official Bachmann als zweiter Preisträger hervorging. — Anschließend hieran hat nunmehr auch das Turnier begonnen; hieran betheiligen sich jetzt schon 18 Mitglieder, darunter die stärksten Kämpen des Klubs, so dass solches in seinem Verlaufe höchst interessante Momente bieten dürfte; gespielt wird in drei Klassen, welche mit Preisen ausreichend dotirt sind, wodurch auch den schwächeren Theilnehmern Aussicht auf einen solchen geboten ist; ausserdem erhalten die Sieger der ersten Klasse wieder kunstvolle Diplome. — In weiteren Verläufe des Wintersemesters sind noch Veranstaltungen von Blindlings- und Simultan-Spielen etc. vorgesehen. — Gegenwärtig zählt der Schachklub Augsburg 7 Ehren- und 41 aktive Mitglieder und ist im Verbande des Bayerischen, sowie Deutschen Schachbundes; er verfügt über ein sehr behagliches Klublokal, vortreffliches Spielmaterial und reichhaltige Bibliothek. — An Fachzeitschriften liegen während der Spielabende zur Benützung für die Mitglieder auf:

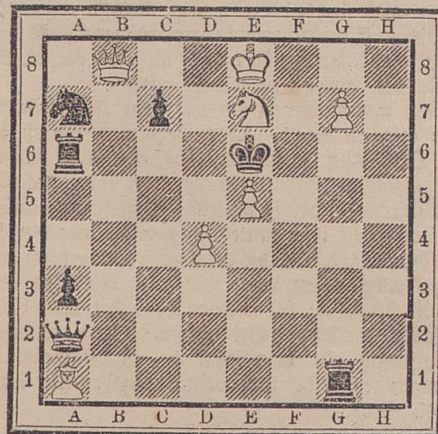
- 1) „Deutsche Schachzeitung“ — Leipzig;
- 2) „Deutsches Wochenschach“ — Berlin;
- 3) „Berliner Schachzeitung“ von C. A. Walbrodt;
- 4) „La Stratégie“ — Paris;
- 5) „The British Chess Magazine“ — England.

Die Spielabende sind wie seither Dienstags und Freitags von 8 h. Abends an im Klublokal — Café Augusta — Separatzimmer. — Schachfreunde willkommen!

Nekrolog.

Die englischen Schachfreunde haben schon wieder den Verlust eines ihrer — wenn auch nicht gerade stärksten — so doch genialsten Schachmeister zu beklagen. Am 5. Oktober starb nämlich zu Bath (im Hause seines Vaters) William Henry Krause Pollock im Alter von nicht ganz 38 Jahren. Pollock war am 21. Februar 1859 zu Cheltenham geboren und fand seine Erziehung auf dem Somersetschire-College zu Bath. Er widmete sich dem medizinischen Studium und erwarb sich sein Diplom 1882 zu Dublin, woselbst er sich auch im dortigen Schachklub seine schachlichen Kenntnisse aneignete. Auf irischem Boden vollbrachte er auch seine grösste Schachthat, indem er auf dem Kongress zu Belfast 1886 Blackburne und Burn besiegte und damit den ersten Preis erstritt. Im Uebrigen war seine öftere Bethöiligung an grösseren Turnieren meist von wenig Erfolg begleitet, da er einerseits sich häufig in ungesunden theoretischen Neuerungen versuchte und dann im Allgemeinen das Turnierspiel auch nicht mit dem nöthigen Ernst betrieb. Gleichwohl ist es ihm stets geglückt, beachtenswerthe Einzelerfolge zu erringen. So ist seine Gewinnpartie gegen Weiss im New-Yorker Turnier 1889 durch seine geniale Spielführung geradezu berühmt geworden. Auch zu Hastings 1895 blieb er in drei überaus gewandt geführten Spielen gegen Meister wie Gunsberg, Steinitz und Dr. Tarrasch Sieger. Seit 1890 hielt er sich in Nord-Amerika auf, woselbst er längere Zeit zu Baltimore die Schachspalte in den „Baltimore Sunday Times“ in sehr anerkennenswerther Weise leitete. Zuletzt bildete er in Montreal den Mittelpunkt der kanadischen Schachbestrebungen, bis ihn zunehmende Kränklichkeit zwang, im Vaterhause Erholung und Genesung zu suchen, leider ohne Erfolg. Unter den Schachspielern war Pollock wegen seines einnehmenden Wesens, wie wegen seines originellen und geistvollen Spieles sehr beliebt. Treffliche Proben des letzteren befinden sich in Ludwig Bachmann's Schachwerk: „Geistreiche Schachpartien alter und neuer Zeit“ (Verlag von C. Brügel & Sohn in Ansbach) unter Nr. 248, 268, 269, 277, 303 und 353.

Aufgabe Nr. 6.
Von H. L. Rittmayer in Forchheim.
Schwarz.



Weiss.
Weiss zieht an und setzt in zwei Zügen mat.

Die folgende Partie gehört zu den schönsten des Pester Meisterturniers, welches überhaupt durch die unternehmende Spielweise, deren sich die meisten der Theilnehmer befeissigten, bemerkenswerth ist. Es scheint fast, als ob der muntere Ton des Lebens in der ungarischen Hauptstadt auch die ersten Schachmeister unternehmungslustiger gemacht hat. —

Partie Nr. 7.
Abgelohntes Damengambit.

Züge	Weiss:	Schwarz:	Züge	Weiss:	Schwarz:
	Pillsbury (New-York).	Winawer (Warschau).		Pillsbury (New-York).	Winawer (Warschau).
1	d2—d4	d7—d5	12	Lc1—c3	Dd8—c7
2	e2—c4	e7—e6	13	Dd1—d3	Tf8—e8
3	Sb1—c3	e7—c6	14	c4—c5	Ld6—f8
4	e2—c3	Sg8—f6	15	Sf3—c5	Lf8×c5
5	Sg1—f3	Lf8—d6	16	Lc3×h6(b)	Lc5×d4
6	Lf1—d3	Sb8—d7	17	Dd3×d4	g7×h6
7	0—0	0—0	18	Dd4—f4	Sf6—d5
8	e3—c4	d5×e4	19	Df4×h6	f7—f6
9	Sc3×e4	Sf6×e4	20	f2—f4	Tc8—c7(c)
10	Ld3×e4	Sd7—f6	21	Sc5—g6	Schwarz gibt die Partie auf.
11	Ld3—c2	h7—h6(a)			

- a) Nicht gut, aber es droht 12. Lc1—g5 nebst 13. Dd1—d3!
- b) Eine überaus feine Combination, welche die geniale Spielweise des jungen Amerikaners trefflich charakterisirt. Schwarz darf den Läufer jetzt nicht nehmen, da er sonst durch 17. Dd3—g3† seine Dame einbüsst.
- c) Schwarz hat keine Vertheidigung mehr, auf 20. De7—g7 folgt 21. Dh6—h5 mit der vernichtenden Drohung Tf1—f3.

Briefkasten.

Garth, canad. math., Bonn a/Rh.: Besten Dank für das originelle Scherzproblem, welches wir eventuell gelegentlich verwerthen! —

Maurer, Passau: Ihre liebenswürdig anerkennenden Zeilen haben uns sehr erfreut und werden wir auf die darin enthaltene Anfrage demnächst zurückkommen! —

Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen, sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“